



Boy Gobert  
5. Juni 1925–30. Mai 1986.  
Schauspieler, Regisseur und  
Theaterleiter. Entstammte einer  
alten Hamburger Kaufmanns-  
familie. Nach dem Abitur ab 1946  
Schauspielunterricht bei Helmuth  
Gmeling, in dessen „Theater im  
Zimmer“ er auch debütierte.  
Engagements an allen deutsch-  
sprachigen Bühnen, zunehmend  
auch Filmrollen. 1969–1980  
Intendant des Hamburger Thalia-  
Theaters. 1980–1985  
General-Intendant der Staatlichen  
Schauspielbühnen Berlin. Sollte  
ab Herbst 1986 die Direktion des  
Wiener Theaters in der Josefstadt  
übernehmen, starb jedoch vorher  
völlig unerwartet an Herzversagen.

### Boy Gobert *Intendant des Thalia-Theaters*

#### „Über die Möglichkeiten, ein künstlerischer Hanseat (oder ein hanseatischer Künstler) zu sein“

An einem kalten Frühjahrsmorgen des Jahres 1947 traf ich meinen Großonkel Alfred Edye auf dem Volksdorfer Hochbahn-Bahnhof. Er auf dem Weg in seine Reederei Rob. M. Sloman, ich in meinen Schauspielunterricht bei Helmuth Gmeling. Es war mir schon bewußt, daß ich nun mal das schwarze Schaf der Familie bin, denn meine Berufswahl hatte sogar bei meinem Vater einen kurzen erschreckten Schauer hervorgerufen. Er gab mir zu bedenken, in Hamburg könne man zwar leicht ein mittelmäßiger Jurist oder Kaufmann sein, ohne aus dem hanseatischen Rahmen zu fallen, aber sicher nicht ein mittelmäßiger Schauspieler. Er sah aber ein, da dies nicht voraussehbar, müsse man wohl die Probe aufs Exempel riskieren. Wir waren draußen in Volksdorf, damals ja noch fast auf dem Lande, so unkonventionell aufgewachsen, daß mich die Frage des Onkels verblüffte: „Und du willst dich also tatsächlich hinstellen, anderen was vormachen, und dann bezahlen die fünf Mark dafür?“ Verstört konnte ich nur antworten: „Ja, das wolle ich.“ Diese spezielle Befangenheit des sich sonst der großen weiten Welt unproblematisch öffnenden Onkels ist auch 30 Jahre später noch in Hamburg zu finden. Verändert hat sich bis heute mehr die Preisfrage: Mit fünf Mark ist man kaum noch dabei. Und es war für mich ein kleiner Triumph, als mein Onkel Alfred bei den Wiener Festwochen 1962 mich im Burgtheater besichtigen wollte und dafür ächzend ganz erheblich mehr „bezahlen“ mußte.

Die merkwürdige hanseatische Barriere der, im imageprägenden Slogan der Stadt ausgedrückt, „Zurückhaltung“ Künstlerischem gegenüber (ungeduldig ist man manchmal versucht, es Begriffsstutzigkeit oder, widersprüchlich bei dieser sonst so weltoffenen Stadt, Weltfremdheit zu nennen), dem künstlerischen Menschen, seiner Wesensart und seinem Schaffensprozeß gegenüber, heißt es auch heute noch oft zu überwinden.

Die ersten Monate, nachdem ich 1969 mit meinen Leuten die Geschicke des Thalia-Theaters übernahm, verliefen außergewöhnlich erfolgreich. Jede Premiere war ein Volltreffer, und Thalia war in – so dachte ich jedenfalls. Im Februar 1970 veranstalteten wir einen reizvollen Austausch: Die Thalia-Vorstellung von Ibsens „Gespenster“ mit der Burgschauspielerin Paula Wessely gastierte im Burgtheater, die Burg-Vorstellung „Das Glas Wasser“ von Scribe mit dem Thalia-Chef Gobert im Thalia-Theater und wurde zu einem bejubelten Höhepunkt. Aufmerksame, reizende, und gerade darum bemüht, die Kluft zwischen Kaufmannschaft und Kunst abzubauen Hamburger gaben eine Premieren-Party. Ein sehr wesentlicher Bankfachmann eröffnete herzlich die Konversation mit mir und war mit der arglosen Frage: „Und Sie, Herr Gobert, leben also nun ganz in Wien?“ genau auf Onkel Alfreds Spuren. Das ist lustig und liebenswert und könnte einem doch weder in Berlin noch in Wien passieren. Ich erzähle diese Geschichte nicht, um uns Hamburger was am Zeuge zu flicken, sondern um den Versuch zu machen, uns, die wir manchmal vielleicht ein bisschen langsam sind, auf die Sprünge zu helfen. Denn nicht nur die ganze Welt und vor allem die Gesellschaft in ihr, auch Hamburg hat sich verändert. Wir dürfen es uns nicht mehr so leicht machen und uns einfach damit zufriedengeben, daß der Hamburger ein bisschen steif und eben zurückhaltend ist, denn die Hamburger sind das ja gar nicht mehr. Die große Unterwanderung mit Quiddjes, vor allem aber die belebende Spritze durch den Zustrom der quicklebendigen, immer interessierten, immer dabeiseienden Berliner, so beklagenswert die Ursache dafür auch ist, hat dem Klischee-Bild des Hamburgers längst neue Farben und Lichter aufgesetzt.

Gerade der vom mitatmend reagierenden Publikum abhängige Künstler muß diese Wandlung bestätigen. Die Hamburger sind gewiß heute eines der besten Publikümmer, die man sich denken kann. Und deshalb kann es einem so große Freude machen und so große Befriedigung bereiten, für Hamburg Theater, Kunst zu machen.

Und dann möchte man aber auch wieder alle verfügbaren Flinten ins Korn werfen, wenn man plötzlich der hanseatischen Mauer der Unsensibilität gegenübersteht.

Hamburg, so wage ich zu behaupten, ist heute die kulturell interessanteste Stadt des deutschen Sprachraums. Unsere Oper wurde von Rolf Liebermann zu internationalem Rang geführt und unterscheidet sich nicht mehr in Inszenierungen oder Besetzungen von den wenigen großen anderen Opernhäusern der Welt. Zwei große Sprechtheater sollen absichtsvoll in fruchtbare Konkurrenz miteinander stehen und werden doch aus der gleichen Tasche bezahlt. Die großen und namhaftesten und wichtigsten Schauspieler sind an der Kirchenallee und am Gerhart-Hauptmann-Platz nicht nur zu Gast, sondern zu Hause. Beide Bühnen verfügen über Studios, in denen Neues, Frisches, Unerprobtes geboten wird, das auf keine Abonnenten Rücksicht nehmen muß. Darüber hinaus bemühen sich zehn weitere Bühnen auf die verschiedenste Art und den verschiedensten Geschmacksrichtungen entgegenkommend um das kulturelle Freizeitprogramm der Hansestädter. Gewiß doch ein in Zukunft immer dringlicher in den Vordergrund rückendes und von manchen Politikern noch nicht genügend angepeiltes Problem. In Finanzdiskussionen, die Kultur in Frage stellen wollen, werden stets Krankenhäuser, Kindergärten und dergleichen Lebensnotwendiges heranzitiert, nicht aber bedacht, was einmal die herrlich gesunden, gehegten und gepflegten Menschen nach ihrer 35-Stunden-Woche tun sollen. Auch die großen Museen haben Spitzenpositionen bezogen. Über fünfzig Galerien erweitern den Blickwinkel der Hamburger. Hamburg hat zwei bedeutende Orchester, das musikalische Angebot ist weltstädtisch reich. Der Norddeutsche Rundfunk und sein Fernsehen ist hier, und nicht zuletzt die wichtigsten Zeitschriftenverlage der Bundesrepublik. Das alles ist auch „Hamburger Szene“. Und doch hinkt das künstlerische Image unserer Stadt ihrem Ruf als weltoffene Hafenstadt, als Stadt der Reedereien, der Schiffahrt, des Handels, der Wirtschaft weit hinten nach. Schuld daran sind die Hanseaten selbst. Sie können nicht übelnehmen, daß man außerhalb manchmal ihre Stadt die der Pfeffersäcke nennt.

Woran mag dies Mißverständnis liegen? Wissen die Hamburger nicht, was sie in ihrer Stadt an Kunst, an künstlerischen Aktivitäten und an kulturell Kreativem haben? Ist es ihnen gleichgültig, oder halten sie es für selbstverständlich? Alle drei Möglichkeiten muß ich, ich wäre kein Künstler, für verwerlich ansehen. Selbstverständlich ist es *nicht* selbstverständlich, daß Hamburg heute diesen kulturellen Rang einnimmt. Die Hamburger müssen das wissen, müssen es anerkennen und müssen sich darüber freuen, müssen damit leben. Und die klüger sind, sollten die anderen immer wieder aufrütteln, es ihnen klarmachen. Sicher liegt da eine große Aufgabe für die einheimischen Zeitungen, deren Feuilletonseiten manchmal nicht der Qualität des in Hamburg Gebotenen entsprechen wollen. Es erhebt sich die Frage für mich, ob man die Leser auch richtig einschätzt, wenn man deren geistiges Niveau herunterschraubt. Und natürlich müssen wir, die wir von der Kunst und für die Kunst in Hamburg leben und dort gern leben, immer wieder darüber sprechen Nicht nur, um uns wichtig zu machen, sondern um den Hanseaten zu sagen, wie wichtig Kunst ist und gerade *die* Kunst, welche in ihrer Stadt gedeiht. Aus dieser Einsicht heraus presche ich heute abend gerade vor diesem Kreis ein wenig angriffig vor. Denn dieser Kreis, diese Kreise sind es, die alle Voraussetzungen dafür haben, die materiellen und auch die geistigen, um Kunst nicht nur leben zu lassen, sondern zum Leben zu verhelfen. Auch in sich selbst.

Als ich neu nach Wien kam, erfand ich bald ein Spiel. Ich kontrollierte auf der Armbanduhr, wie lange es auf einer Gesellschaft dauerte, bis von der letzten Opern- oder Burgtheaterpremiere, von einem Sänger- oder

Schauspielerdebüt, von einer Ausstellung die Rede war. Sieben Minuten wurden selten überschritten. In Hamburg habe ich schon manchen schönen, gastlichen Abend verlassen, ohne daß überhaupt ein künstlerisches Ereignis, ein Theaterabend erwähnt wurde. Das hat sich ein wenig gebessert, seit wir „Sweet Charity“ spielen. Und so sehr ich mich über den Erfolg dieser, von meinem Ensemble hart erarbeiteten Präsentation freue, eigentlich dürfte „Sweet Charity“ nur eine heitere entspannende Zugabe im kulturellen Konsum der Hanseaten sein, nicht ihn an sich darstellen. Das klingt sicherlich ein wenig überspitzt, aber wie oft habe ich schon in hamburgischen Kreisen gehört: „Probleme haben wir schon im Leben genug, die wollen wir nicht auf der Bühne sehen.“ Dem ist ganz energisch zu widersprechen. Wenn Sie, meine Damen und Herren, die Sie die Fähigkeiten haben, Kunst zu verstehen, künstlerisch vorgetragene Probleme unseres Lebens nachzuvollziehen, dem ausweichen, weil das so mühsam ist oder Sie abgemanaget zu müde sind, dann dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn es bald nur noch eine oberflächliche, verdumme Gesellschaft gibt. Man kann es eben nicht nur immer leicht haben, wenn man an künstlerischen Vorgängen teilnimmt. Man muß auch die Beherztheit aufbieten, sich einer Problematik auf der Bühne zu stellen. Vielleicht erfährt man Heilsames daraus für seine eigenen Probleme. Ich kann mich mit den Abonnentenbriefen nicht einverstanden erklären, die sich als Stammkunden das Recht nehmen wollen, in einem subventionierten Staatstheater nur wohlig unterhaltsam berieselt zu werden. Wenn Kunst sich nicht reibt, nicht gegen den Strich striegelt, nicht tollkühn ist, kann sie nicht gedeihen. Theaterbesucher der mittelalterlichen und älteren Generationen vergessen nicht nur leicht, daß sie selbst einmal jung waren und gegen Hergebrachtes opponierten, sondern auch, daß die Stücke, bei denen sie sich nun angenehm in den Sessel zurücklegen, weil ihnen bestimmt nichts passieren kann, einmal hochbrisante Premierenabende eines jungen Henrik Ibsen zum Beispiel oder Gerhart Hauptmann waren. Kunst hat eine Verpflichtung, Denkanstöße zu geben. Auch in Hamburg, auch für Hanseaten. Oder sollen Hanseaten nur in Zahlen denken?

Ich glaube es nicht. Aber wir müssen dazu beitragen, in dieser Stadt der außerordentlichen Möglichkeiten die Grenze zwischen Kunst und Hanseaten zu verwischen.

Lassen Sie sich von den Hamburg-Werbern nicht einreden, daß Hamburg nur den größten Hafen und die sündigste Meile der Welt hat. Hamburg hat Kultur für alle, man muß sie nur wollen! ■